

1. Folge aus der Reihe *Last Lectures* an der Evangelischen Akademie Loccum am 4. November 2020 (online):

Christsein ohne Berufung und ohne Gewissheit

Sehr geehrte Frau Behnken, sehr geehrte Gäste,

das ungewöhnliche Format dieser Veranstaltung verstehe ich so: Es ist gewünscht, dass ich hier im Rückblick auf meine Erfahrungen mit Theologie und Kirche ungeschützt sage, was mir im Hinblick auf meinen Glauben wichtig ist. Es folgt hier also keine um Objektivität bemühte Vorlesung, keine gottesdienstliche Predigt und auch keine Beichte, was ich schon immer heimlich gedacht, aber sorgsam verschwiegen habe. (Tatsächlich habe ich fast alles, was ich hier sagen werde, schon irgendwo gesagt und veröffentlicht.) Am ehesten ist es ein zusammenfassendes persönliches Bekenntnis, das einerseits Ihnen verständlich machen soll, wie ich mich als Theologe und Christ verstehe, das Sie aber andererseits auch anregen kann, neu darüber nachzudenken, was Christsein heute bedeuten kann. Ich lege also meine Karten auf den Tisch. Sie werden sehen: Da sind keine Trümpfe dabei. Da ist wenig. Aber genug, um nicht mut- und hoffnungslos zu werden, und schon gar nicht zynisch.

Ich stelle mir also vor, dies sei mein letzter Vortrag. Mit nahezu 63 Jahren fällt mir diese Fiktion nicht schwer. – Vor Jahren hat die Palliativpflegerin Bronnie Ware Sterbende befragt, was sie am Ende ihres Lebens besonders bereuen. Am häufigsten wurde genannt: „Ich wünschte, ich hätte den Mut gehabt, mir selbst treu zu bleiben, statt so zu leben, wie andere es von mir erwarteten.“

Äußerer Erwartungsdruck verhindert, dass wir leben, wie wir eigentlich leben wollen. Verhinderten Erwartungen an mich als christlichen Theologen, dass ich unmissverständlich lehrte und lebte, was mir eigentlich wichtig ist? Jedenfalls gibt es solche Erwartungen: von Seiten der Gesellschaft, der traditionellen Theologie und den Kirchen.

1. Erwartungen enttäuschen

- *Gesellschaftliche Erwartungen*: Von den Religionen insgesamt wird erwartet, dass sie Antwort geben auf die großen Fragen, die anderweitig nicht befriedigend beantwortet werden können: Die Fragen nach Woher und Wohin, nach Schuld und Vergebung, nach Heil und Erlösung. Insbesondere erwarten viele, der Glaube möge Hoffnung schenken, dass „mit dem Tod nicht alles aus ist“. Religion sei „Kontingenzbewältigungspraxis“ ist diesbezüglich aus der Soziologie zu hören. –

Nein, das ist christlicher Glaube für mich nicht: Ich halte es mit dem evangelischen Theologen Henning Luther: „Religion ist [...] im Kern gerade nicht Sinnstiftung oder Bewältigung von Kontingenz. Religion bewahrt vielmehr die Zerrissenheit, aus der sie lebt.“ Christlicher Glaube beruhigt nicht. Christlicher Glaube verfügt nicht über die Antwort. Christlicher Glaube weicht dem Grauenhaften nicht aus sondern protestiert gegen die unerträglichen, himmelschreienden Ungerechtigkeiten dieser Welt.

- Wenn ich heute christliche Theologie lehre, habe ich eine annähernd *2000-jährige christliche Theologie* im Rücken. Es wird erwartet, dass ich die tradierten dogmatischen Formeln begründe, vertrete und als systematische Zusammenfassung christlichen Glaubens verständlich mache. Systematische Theologie und insbesondere Dogmatik hat sich als Leitdisziplin in der christlichen Theologie bis heute machtvoll behauptet, evangelisch wie katholisch.

Nein, sage ich: Christlicher Glaube ist überhaupt keine Religion, deren Kern sich in dogmatischen Sätzen formulieren ließe, die ich für wahr halten muss, wenn ich Christ sein will. Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde erweist sich nicht darin, dass ich bestimmte Sätze nachspreche und in einem vorgegebenen Sinn für wahr halte. Die an den Universitäten gelehrte Dogmatik sollte sich endlich als rein historische und nicht länger als normative Disziplin verstehen. Die Vorstellung, man könne christlichen Glauben in ein abgeschlossenes System bringen, ist ein Relikt aus dem 19. Jahrhundert, damals abgeschaut von der Philosophie.

- Noch immer einflussreiche Institutionen beanspruchen den christlichen Glauben mehr oder weniger exklusiv zu vertreten: *die Kirchen*. Meine Kirche erwartet von mir insbesondere, dass ich ihre Existenzform nicht grundsätzlich in Frage stelle.

Auch diese Erwartung muss ich enttäuschen. Die Repräsentation christlichen Glaubens durch die historisch entstandenen konfessionellen Institutionen (ich denke da nicht nur an die Kirchen sondern auch an die theologischen Fakultäten) hat sich überlebt. Ich kann Konfessionalität in der heutigen Form geschichtlich erklären, aber nicht verteidigen. Statt einer Differenzierung in evangelisch, katholisch und orthodox wäre zum Beispiel eine Unterscheidung von traditionalistischem, konservativem oder liberalem Christentum angemessener (ähnlich wie im Judentum).

Ein besonderes Ärgernis, das in diesem Zusammenhang unzweideutig beim Namen genannt werden muss, ist die gegenwärtige Verfassung der römisch-katholischen Amtskirche, ihre undemokratische, hierarchische Verfasstheit, ihr völlig ungenügendes und intransparentes internes Rechtssystem. Diese Institution ist noch immer eine Bastion, in der fast ausschließlich Männer dominieren, deren Gehabe und Anspruch völlig aus der Zeit gefallen sind. Die Versammlungen ihrer obersten Leitungsgremien sind eine Parodie ihrer

selbst, die mit viel Nachsicht und einer gehörigen Portion Mitleid vielleicht noch belächelt und hingenommen werden könnten, – *wenn* diese Männer in ihrer großen Mehrheit ihre Macht nur nicht so krampfhaft und leider bislang erfolgreich zu verteidigen wüssten. Da würde ich mir auch weniger Rücksicht und eine schärfere Kritik von Seiten der evangelischen Kirche wünschen. Warum z. B. nicht darauf bestehen, gemeinsame Kommissionen paritätisch mit Frauen und Männern zu besetzen?

Um gleich vorab eine Frage zu klären: Was hielt und hält mich noch in dieser Kirche? Zunächst: Kirche ist für mich nicht die Amtskirche, sondern die Gemeinde(n) derer, die Jesus nachzufolgen versuchen. Das ist die Kirche, mit der ich von klein auf verbunden war: durch meine Eltern, durch prägende Pfarrer, als Ministrant, in der Jugendarbeit, im Studium. Diese Kirche habe ich mir nicht ausgesucht, sie ist aber mein Ort geworden, an ihren Institutionen arbeite ich mich ab. Zwar schwindendet meine Zuversicht auf Besserung und nachhaltigen amtskirchlichen Wandel, aber ich gehe nicht. Nein, ich erspare mich meiner Kirche nicht; ich bleibe ihr bis zum allerletzten Vortrag erhalten, oder solange sie mich eben aushält.

2. Klarheit schaffen

Um die wenigen, die noch die Gottesdienste besuchen, nicht zu verstören, im Bemühen wenigstens sie noch zu halten, wird nicht in aller Deutlichkeit gesagt, was unmissverständlich zu sagen wäre. Es wird damit in Kauf genommen, dass klar und nüchtern denkende Menschen unserer Zeit (vermeintlich) christliche Überzeugungen für indiskutabel halten und sich abwenden. Um einige Ewiggestrige zu beruhigen, stoßen wir andere vor den Kopf.

Ein Beispiel: Die Bibel ist nicht Wort Gottes. Natürlich nicht. Sie ist es jedenfalls nicht in dem Sinn, den diese Formulierung suggeriert. Gott spricht nicht, diktiert nicht, schreibt keine Texte. Die biblischen Schriften sind von Menschen verfasst, enthalten Widersprüche und Irrtümer, menschenverachtende und fremdenfeindliche Aussagen und Forderungen. Diese Schriften sind (selbstverständlich!) von der patriarchalischen und heteronormativen Gesellschaftsstruktur ihrer Zeit geprägt – wie sollte es auch anders sein. Vieles, was geschrieben steht, ist überholt und unhaltbar. Erst wenn dies unmissverständlich zugestanden wird, lassen sich Altes und Neues Testament als die einzigartigen literarischen Dokumente, die sie sind, gebührend wertschätzen: insbesondere auch ihre kompromisslose Parteinahme für die Unterdrückten, Ausgebeuteten und Bedrängten, ihre ungebrochene prophetische und gesellschaftskritische Kraft. Erst in diesem Sinn gedeutet *und weitergedacht*, kann die Bibel maßgebliches, grundlegendes Dokument des Glaubens werden. Mit anderen Worten: Wir benötigen ein begründendes Kriterium für die Beurteilung biblischer Texte. Für uns heute kann dies nur

der Nachweis ihrer Humanität sein. Humanität ist das Maß der Religionen, auch der christlichen Religion.

3. Dissonanzen benennen

Aber inwiefern kann ich mich noch als Christ verstehen? Wieder sind zuerst klare Worte notwendig, um deutlich zu machen, wie fragwürdig dieser Glaube ist, welche Dissonanzen er aushalten muss: Dissonanzen zwischen Jesu Lebensform, seiner Gedankenwelt, seiner Hoffnung und meiner so ganz anderen Lebenswelt. Drei dieser Dissonanzen will ich benennen.

– *Lebensumstände der Jesusbewegung*

Jesus war ein heimatloser jüdischer Wanderprediger, der fast mittellos durch Palästina zog, der von seiner Familie zeitweilig für verrückt erklärt wurde, der die Gemeinschaft mit Versagern und Verlierern nicht scheute und mit seinem Auftreten sein Leben riskierte. – Ich dagegen bin Beamter auf Lebenszeit mit sattem Gehalt, wohl situiert, vielfach privilegiert.

– *Jesu Gewissheit*

Jesu war zutiefst überzeugt, dass eine endgültige Wende zum Guten schon geschehen war, dass Gott bald unsere Welt (hier und nicht in einem „Jenseits“!) zur Rettung der Armen, Schwachen und Kranken verwandeln werde. Jesus hatte wohl visionär erfahren, dass das Böse grundsätzlich überwunden sei (Lk 10,18). – Die Welt, die ich erlebe, gibt mir keinen Anlass zur Gewissheit, dass sich etwas zum Guten oder auch nur Besseren wenden könnte. Die Armen, Kranken und ohnehin schon Diskriminierten sind die ersten Opfer der verheerenden globalen Krisen. Bei den Mächtigen (und auch bei den kleinen Potentaten des Städtchens, in dem ich lebe,) sehe ich keine Bereitschaft zum radikalen Umdenken, zur notwendigen Umkehr. Eine Wende? Ist für mich nicht in Sicht.

– Doch die dritte Dissonanz ist noch schärfer: *Jesu Gottvertrauen* hält und leitet ihn. Überhaupt erzählen die biblischen Schriften von vielen Erfahrungen offener Gottesnähe: Für sie ist Gott in dieser Welt präsent, Gott sieht das Elend, steigt herab, greift ein (Ex 3,7-9). – Mir hingegen hat sich Gott nicht offenbart, niemand hat mich berufen. Ich erlebe eine gottverlassene Welt. Ja, mir fehlt der Gott, von dem die Bibel erzählt. Ich vermisse eine Gottheit, die unserem Treiben nicht länger zusieht, sondern dazwischen fährt und Gerechtigkeit schafft.

Alle diese Dissonanzen lassen sich nicht in Harmonie auflösen. Wie soll da noch glaubwürdiges Christsein möglich sein? Nicht als absurde Entscheidung wider alle Vernunft, sondern wohl überlegt und begründet? Christsein ohne Offenbarung, ohne Berufung, ohne Gewissheit und – um das Maß voll zu machen – auch ohne persönlichen Jenseitsglauben? Ist das möglich? Christ-

sein, das sich keineswegs in Widerspruch zu Jüdischsein, zu Muslimischsein zu Religionsfreisein usw. versteht, solange das alles nur menschlich ist? Ja, das ist möglich, meine ich. Dafür stehe ich. Und ich bin gewiss, dass dies sinnvoll ist.

4. Christsein ohne Berufung und Gewissheit

Mein Ausgangs- und Bezugspunkt ist der biblische Jesus, wie er insbesondere in den synoptischen Evangelien greifbar wird: Jesus, der fest in der prophetischen Tradition seines Volkes verankert ist; Jesus, der fromme Jude, dem nichts ferner liegt, als eine neue Religion zu gründen; Jesus, der in aller Konsequenz die Tora erfüllen will, die Weisungen des lebens- und menschenfreundlichen Gottes. – Mein Ausgangspunkt ist damit nicht die „hohe Christologie“, sind nicht die Jesusdogmen, die Jahrhunderte später unter dem Eindruck neuplatonischer Philosophie sowie gewandelter Machtverhältnissen nach der Konstantinischen Wende entstanden sind.

Zentrale Botschaft des biblischen Jesus war das nahende, schon wirksame Eingreifen Gottes. Gottes Reich lasse sich nicht mehr aufhalten, davon handeln Jesu Gleichnisse. Niemand werde länger ausgegrenzt, das zeigen Jesu offene Mahlgemeinschaften. – Maßgeblicher Bezugspunkt ist damit nicht der Foltertod Jesu, gedeutet als notwendig zur Vergebung unserer Sünden (Höllenangst wie zu Zeiten Luthers ist nicht mehr unser Problem); vorrangiger Bezugspunkt sind auch nicht die biblisch dokumentierten Ostererfahrungen, triumphalistisch gedeutet als endgültige Überwindung des Todes.

Nein, mein Bezugspunkt ist Jesu Solidarität mit den Marginalisierten und Diskriminierten.

Jesus sind Menschen gefolgt, weil sie ihm und seiner Botschaft vertrauten. Manche folgten ihm euphorisch, andere durchaus zögernd und zweifelnd. Manche konsequent bis in den Tod, andere nur halbherzig. Die, die sich seiner Bewegung anschlossen, waren (und blieben) Jüd*innen, wie er.

Um Jesus zu folgen, um es wenigstens zu versuchen, bedarf es keiner Berufung oder Offenbarung. Auch wer Jesu Gottvertrauen nicht mehr teilen kann, braucht die Hoffnung nicht aufzugeben. Denn Hoffnung ist, um Václav Havel zu zitieren, „nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht“. *Diese und nur diese* Gewissheit habe ich mit Blick auf das Wirken der jesuanischen „Inklusionsbewegung“ (Martin Ebner). Sie hat Sinn, was auch immer kommen mag.

Ich sehe diese Bewegung mit allen Bewegungen unserer Tage verbunden, die sich gewaltfrei für eine gerechte und lebensfreundliche Welt einsetzen: den feministischen und schwarzen Befreiungsbewegungen, den Friedensbewegungen, den LGBT-Bewegungen, allen religiösen und politischen Gruppen, die sich für Menschenrechte und Nachhaltigkeit engagieren. Ich bin

dankbar, mich dort einreihen zu dürfen, bin dankbar für die wahrhaft weltumspannende, ökumenische Gemeinschaft, die ich dort erlebe und die mich ermutigt.

5. Humanismus als Vollendung des Christlichen

Aber was heißt nun „Nachfolge“ für mich, den arrivierten Familienvater und baldigen Pensionär? Als Antwort nehme ich Bezug auf einen Gedanken von Theodor W. Adorno, den er am Ende seiner Vorlesung „Probleme der Moralphilosophie“ im Wintersemester 1956/1957 formulierte: „Man sollte, soweit es nur irgend möglich ist, so leben, wie man in einer befreiten Welt glaubt leben zu sollen, gleichsam durch die Form der eigenen Existenz, mit all den unvermeidbaren Widersprüchen und Konflikten, die das nach sich zieht, versuchen die Existenzform vorwegzunehmen, die die eigentlich richtige wäre.“

„Befreite Welt“ ist in theologische Terminologie rückübersetzt nichts anderes als Gottes Reich, das Jesus verkündete. Die Vision dieser „befreiten Welt“ ist für Adorno handlungsleitend. Die kontrafaktische Antizipation dieser Welt soll unsere „Form der eigenen Existenz“ – wir würden heute sagen: unseren Lebensstil – prägen. Das ist nicht widerspruchlos möglich. Das führt unvermeidlich zu Konflikten. Wir sind verstrickt in die Ungerechtigkeiten der Welt, in der wir leben. Die Aufforderung, so zu leben, „wie man in einer befreiten Welt glaubt leben zu sollen“, individualisiert Verantwortung einseitig und ist konsequent nicht realisierbar. Dazu müssen die politischen und ökonomischen Verhältnisse nicht nur verändert sondern radikal transformiert werden. Jeder Beitrag dazu aber ist, theologisch formuliert, Reich-Gottes-Arbeit. Christlicher Glaube verschenkt nicht billige Gnade, sondern fordert Solidarität mit den Benachteiligten, fordert Protest und Widerstand, wo Menschenrechte missachtet und die Lebenschancen künftiger Generationen ignoriert werden. Damit bin ich bei meinem nächsten Punkt:

6. Widerstand

Denn die Frage ist ja, wie ein Leben gestaltet werden soll, für das die „befreite Welt“ handlungsleitend ist. Noch einmal Adorno: „Die wichtigste Form, die das heute hat, ist der Widerstand, dass man nicht mitmacht [...].“

Zu jeder Zeit muss neu bedacht und unter Christ*innen darum gerungen werden, in welcher Weise heute „Nachfolge“ gelebt werden kann. Ich deute Nachfolge Jesu unter den Bedingungen der Gegenwart als Widerstand im Sinne Adornos. Widerstand gegen Handlungsweisen, die lebenszerstörende globale Auswirkungen in Kauf nehmen; Widerstand gegen einen Lebensstil und eine Politik, die vorrangig von ökonomischen Interessen diktiert werden; Widerstand gegen Populismus, Fundamentalismus, Homophobie, Antisemitismus, Islamophobie und Fremdenhass; Widerstand gegen alle, die die

globalen Krisen ignorieren oder verharmlosen, um ihre Klientel zu besänftigen und ihr eigenes Nichtstun zu rechtfertigen.

Christlicher Glaube kann solchen Widerstand in einen religiösen Horizont einbinden, der sowohl Überforderung als auch Resignation auffangen und Gelassenheit und Hoffnung stärken kann, ohne nur zu vertrösten. Zu diesem Horizont zählen

- die biblischen Visionen einer umfassend lebensfreundlichen Welt und deren stimulierende und handlungsleitende Wirkung,
- die realistische Sicht auf Fehlbarkeit und Vergänglichkeit des Menschen,
- die Anerkennung der Grenzen menschlicher Machbarkeit
- und schließlich auch der biblische Glaube, dass die Grenze des Menschenmöglichen nicht schon die Grenze unserer Hoffnung bestimmt.

Mir wird vorgehalten, mein Verständnis von Nachfolge sei eine Reduktion des Christentums auf Ethik und damit seine Preisgabe. Dem widerspreche ich. Der Sinn jüdisch-christlichen Glaubens, wie er in der Bibel bezeugt ist, kann sich für unsere Zeit im Auftrag zur verantwortungsvollen Gestaltung einer menschen- und lebensfreundlichen Welt erfüllen. Das *muss* nicht alles sein und ist sicher auch für einige unter Ihnen längst nicht alles, aber es *genügt*. Mir jedenfalls genügt es.

7. Traditionsabbruch?

Die christlichen Kirchen beunruhigt ein drohender Traditionsabbruch. Sie blicken besorgt auf leere Kirchen, Kirchenaustritte und die für sie immer weniger erreichbare und ansprechbare Jugend. Diese Sorge teile ich nicht. Denn die Frage ist ja, von welcher Tradition beim befürchteten Traditionsabbruch die Rede ist. Dass meine Kinder eigene und andere Wege gehen, ist gut so. Aber eine Tradition, die nicht abbrechen darf und gerade auch den Kern christlichen Glaubens betrifft, ist die Wertschätzung allen Lebens, die Achtung der Würde eines jeden Menschen und das Engagement für eine lebensfreundliche und gerecht eingerichtete Welt – und nicht: unser Dorf zuerst, unsere Stadt zuerst, unser Land oder Europa zuerst. Mich erfüllt mit Zuversicht, dass diese Tradition in großen Teilen der heutigen Jugend lebendig ist – lebendiger als in meiner Generation, lebendiger auch als in den christlichen Kirchen.